

und konnte es dementsprechend vertiefen. England hat ebenfalls bestimmte Fragen hinter der Front mit allen Hilfsmitteln bearbeitet. Ähnliches hätte bei uns wohl nur der Anregung bedurft; aber die Aufgaben der beratenden Gelehrten waren sehr mannigfach, und es blieb dem Ermessen des einzelnen, Umständen und Gelegenheit überlassen, ob er sich einer Sonderfrage zuwenden wollte. Daß gleichwohl in wissenschaftlicher Beziehung Hervorragendes geleistet wurde, soll rühmend anerkannt werden.

## Die Front im Frühjahr 1915

Nach der Winter Schlacht in Masuren war die Front der VIII. Armee annähernd zum Stehen gekommen. Die Gegner lagen in Schützengräben, oft nur 40 bis 50 Meter voneinander, hie und da fast verbrübert, häufig einen gewissen Kommt innhaltend, z. B. schossen sie nicht, wenn der Gegner, an seinem Spaten kenntlich, zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse den Graben verließ. Nur wenn ein Schlachtenbummler seinen Heldenmut beweisen wollte, indem er ein paar Schüsse gegen die Russen abgab, wurde der Friede gestört; das hat einigen unserer Leute ganz ohne Not das Leben gekostet. Die Langeweile vertrieben sie auf alle Arten. Aus Maggikisten hatten sie große und kleine Geigen gebaut, mit Draht bespannt, aus Bindfaden und Ruten den Bogen hergestellt und gaben die muntersten Konzerte, wozu die Russen Bravo klatschten. Die Lager und Ruhequartiere wurden mit Birkenstämmchen aufs zierlichste geschmückt, die Friedhöfe sorgsam gepflegt, Quellen gefaßt, ja, in dem Grenzort Chorzele aus Ton ein Brunnen erbaut und mit einem ausgezeichneten Medaillon Hindenburgs geziert.

Große Not machte unserer Front quer vorgelagert die Bobr-Festung Ossowej. Sie lag auf sanfter Anhöhe inmitten breiter Sümpfe, durch die von Nord und Süd auf einem Damm die Bahn zog. Kernwerk und Bahn wurden wochenlang unter Feuer gehalten; 15, 18, 24 cm Kaliber reichten nicht. Da kamen zur Unterstützung zwei der berühmten 32 cm Skodamörser. Merkwürdiger-

weise hatte man sie in einer dem Feinde zugekehrten Waldlichtung aufgestellt, und der Beginn ihres Schießens an einem schönen, sonnigen Frühlingstag lockte viele Besucher aus den Stäben der benachbarten Truppenteile an, die mit Interesse der prompten Arbeit der flinken österreichischen Artilleristen zusahen. Da erhob sich langsam aus der Festung ein Fesselballon; diesem muß die Menschenansammlung aufgefallen sein; nach wenigen Minuten fing es an, in den Bäumen zu pfeifen und zu rascheln, die Russen schickten ein paar Schrapnellschüsse. Ich kann beschwören, daß keiner gerannt ist, aber im Nu war der Platz geräumt. Die Unvorsichtigkeit kostete zwei Artilleristen das Leben, und die Geschütze wurden dann in gedeckte Stellung gezogen. Aber auch sie genügten nicht. So erschienen eines Tages zwei „Dicke Bertas“ und ich hatte Gelegenheit, diese berühmten Ungetüme kennen zu lernen. Sie machten einen imposanten Eindruck, diese haushohen Geschütze, sorgfältig auf einem Pfahlrost fundiert und mittels dicht herangeführter Bahn mit Munition versehen. Bei Auf- und Abbau wurde mit Schraubenschlüsseln von der Länge eines Pferdes hantiert. Aber selbst diese berühmten Mauerbrecher versagten vor Dssowez; zwar stand bald das Kernwerk in Flammen, doch die Russen hatten es längst verlassen und die Geschütze ringsum in Feldbefestigungen aufgestellt. Traf ein schweres Geschos in Sand- oder Sumpfboden, dann warf es wohl Erde und Schlamm in die Höhe, richtete aber wenig Schaden an. Ein Artillerist, der später beauftragt war, die Wirkung der Beschießung zu untersuchen, hat mir versichert, wenn er nicht gewußt hätte, was alles an Artilleriemitteln gegen Dssowez aufgeboten war, er es aus den nachweislichen Zerstörungen niemals hätte schließen können. Nicht einmal die Bahnlinie konnte dauernd zerstört werden. Erst als es umgangen war, wurde Dssowez geräumt.

**A**m 8. Juli 1915 erhielt ich ein Telegramm des Feldsanitätschefs, das meine Versetzung zur XI. Armee anordnete; Meldung in Rawaruska in Galizien. Ich merkte, wie lieb mir Ostpreußen und der vertraute Kreis geworden war. Leichter als im Friedens-

leben vereinigt gleiche Arbeit und gleiches Streben zur Familie. Glücklicher als viele andere hatte ich einige Male Gelegenheit gehabt, dienstlich nach Berlin zu fahren. Frau und Kinder wieder zusehen war eine große Freude, die pflichttreue Arbeit auf der Charité befriedigte höchlich; die Kollegen, auf Zeitungen angewiesen, empfingen gern jeden, der die frische Luft der Armee mitbrachte und von ihrem Treiben aus Anschauung berichtete. Dennoch wurde mir daheim nie recht wohl; ich empfand mich als überflüssig. Die mannigfachen Klagen und Beschwerden der Heimat erschienen mir unberechtigt neben dem, was die Soldaten auszustehen hatten, die Arbeit draußen als allein dem Manne angemessen. Unsere Rastenburger Tafelrunde umfaßte Männer verschiedenster Abkunft und Bildung, darunter nicht wenige von Geist und Wissen; die Unterhaltung ging nicht selten weit über das Alltägliche hinaus. Besonders hatte ich mich an den Kraftfahrhauptmann Wolff, späteren Direktor der Mercedeswerke, und Prof. Stavenhagen von der Technischen Hochschule Charlottenburg angeschlossen; wir ritten morgens zusammen und waren bekannt unter dem Namen: Akademischer Reitereschwarm, böswillig abgekürzt in A. R. S. Der witzige und energische Oberst v. Wilmsdorf hatte mir eines seiner Pferde überlassen, eine Rappstute, wegen des weichen Ganges „Schaukelpferd“ genannt. Mit dem trefflichen Wernicke stand ich ausgezeichnet, mit dem energischen Stappenarzt Generaloberarzt Gofner auf dem Fuße gegenseitiger Achtung. Besonders möchte ich des alten Fürsten Richard Dohna-Schlobitten gedenken, des Stappendelegierten der Freiwilligen Krankenpflege. Dieser Freund des Kaisers ist in den Erinnerungsbüchern der letzten Jahre, besonders bei Eulenburg und Ludwig, schlecht weggekommen und der Servilität bezichtigt worden. Ich glaube zu Unrecht. Er war gegen hoch und niedrig gleich freundlich und hilfsbereit; eine unendliche Güte bildete den Grundzug seines Wesens. Sein Schloß Schlobitten hatte er als Lazarett eingerichtet, in dem seine Schwiegertochter, die junge Fürstin, mit Hingebung pflegte. In Rastenburg wohnte der Fürst beim Landrat v. Inn und Rnyphausen. Als guter Ostpreuße liebte er um die Dämmerstunde, zur Schweinevesper,

wie man in Ostpreußen sagt, in einer Weinstube seinen Grog zu nehmen. Wenn ich Zeit hatte, leistete ich ihm gern Gesellschaft. Er war ein ausgezeichnete Erzähler, hatte im Leben viel gesehen und erlebt, kannte die interessante Geschichte seines Hauses, das einst mit den Wettinern um die Macht gerungen und bis nach der Provence hinunter Besitzungen hatte. Die alte Bibliothek und das Archiv in Schlobitten hätte ich gern durchstöbert, wenn Zeit gewesen wäre. Einen besonderen Genuß verdanke ich dem Fürsten: er nahm mich mit auf eine Fahrt durch die Rominter Heide. Sie war von russischen und deutschen Truppen mehrfach durchzogen worden. Mancher Hirsch hatte dran glauben müssen. Doch die Kapitalen hatten sich zu verbergen gewußt, und nun war es interessant, wie der Fürst, der jeden mit Namen kannte, sie an ihren alten Wechsellern und Standorten wiederfand.

Bei dieser Gelegenheit traf ich einen Schulkameraden, den Oberförster Speck von Sternburg. 1878 hatten wir uns auf dem Schulhof in Leipzig als Russen und Türken verhalten, jetzt trafen wir uns zum erstenmal wieder. Sternburg hatte seine alte Forsche nicht verloren: mit Hilfe requirierter Pferde hatte er seine alten Landstürmer beritten und mit ihnen den Russen tüchtig zu schaffen gemacht. Für mich hatte das Kaiserliche Jagdschloß noch das Besondere, daß es früher der Sommerstz meines väterlichen Freundes, des Professors Raunyn aus Straßburg, gewesen war.

Mitte Februar war das Hauptquartier Hindenburgs nach Löben verlegt worden. Bald darauf wurde Professor Hugo Vogel gerufen, um den Feldmarschall und die Schlachtfelder zu malen. Ich kannte Vogel sehr gut; er hatte ein vielbewundertes Porträt von mir gemalt und war eben dabei beschäftigt, im Hörsaal meiner Klinik ein riesiges Wandgemälde, Prometheus, zu vollenden. So ergab es sich leicht, daß wir uns öfter trafen. Als ich dann im April dem Feldmarschall über das Befinden des Prinzen Joachim berichten sollte, genoß ich den seltenen Vorzug einer Einladung. Hugo Vogel hat uns in seinem netten Buche diese geselligen Abende unter der Palme geschildert: Der Eindruck des Feldmarschalls, in dessen Kopfe die schwersten Entscheidungen reiften

und der sich abends so harmlos fröhlich und unbefangen gab und so herzlich lachte, war großartig. Ludendorf blieb immer streng und gemessen. Die geistige Hygiene dieser Feierstunde, die zwischen unendlich verantwortungsvoller Arbeit ganz dem Genuß vorbehalten blieb, war bewunderungswürdig.

## Zur neuen Armee

Die Abreise gestaltete sich etwas lebhaft. Abends 7 Uhr erhielt ich das Telegramm mit der Versetzung. Am nächsten Morgen ein letzter Ritt mit den Genossen des A. R. S. Das Mittagessen hatte der Etappeninspekteur zu einer Feier gestaltet mit viel Reden und viel Sekt. Gegen 4 Uhr kam ich dazu, meine Habseligkeiten zu packen, wobei natürlich manches verkehrt ging. 6 Uhr Abfahrt auf dem Bahnhof: das gesamte Sanitätspersonal und, eine Aufmerksamkeit des Hauptmann Wolff, der Bläserchor der Kraftfahrer. Und nun ging's Berlin zu, in Begleitung meines Burschen Foesten. Ich erhielt ihn zugeteilt, als mein erster Bursche, ein Kolonensohn, bei meinen fortwährenden Reisen ungenügend beschäftigt, auf schlechte Wege geraten war. Bei Foesten war das nicht zu befürchten. Er war Landstürmer, von Beruf Werkmeister in einem Zementwerk bei Bonn und als ehemaliger Hagenauer Dragoner mit Pferden wohl vertraut. Er ist mir, immer dienstwillig und pflichttreu, durch drei Jahre ein treuer Gefährte gewesen.

In Berlin fand ich meine Familie nicht vor, sie war in der Sommerfrische. Im Kriegsministerium gab man mir nur unbestimmte Andeutungen. Abends ging's mit dem D-Zug über Breslau nach der Grenzstation Oderberg, ganz friedensmäßig. Dann aber wurde es kriegerisch: ein Militärzug 3. Klasse schlich über Krakau nach Jaroslau; dort, 3 Uhr nachts, kurze Ruhe in einer Unterkunftsstelle. Auf dem Bahnhof volle Unordnung. Es hieß, man müsse aufpassen, wann ein Zug fahre. 12 Uhr mittags ging schließlich auch einer, hielt aber schon auf der nächsten Station. Der Zug nach Rawaruska war vor 5 Minuten abgefahren. Warum er nicht gewartet